

Abschiedsreferat des abtretenden Präsidenten Jürg Scheuzger

Die Digitalisierung und das Zuger Übersetzer-Stipendium

Sehr geehrte Damen und Herren

Ich habe mir als Abschiedsgeschenk vom Vorstand gewünscht, ein Referat halten zu dürfen unter dem Titel „Die Digitalisierung und das Zuger Übersetzer-Stipendium“. Hier stehe ich nun also und darf zu Ihnen sprechen, obwohl ich weiss, dass ich nicht ganz einlösen kann, was der Titel verspricht. Und es ist seit dem Ausbruch des Facebook-Skandals, noch schwieriger geworden, über dieses Thema zu sprechen. Ich möchte hier kurz sagen, dass ich unter ‚Digitalisierung‘ im kulturellen Kontext noch nicht verstehe, dass menschliche Arbeitskraft durch digitale Geräte ersetzt wird, sondern so, dass Menschen bei der Arbeit und in der Freizeit immer mehr mit digitalen Items konfrontiert sind. Ich habe mir vorgenommen, freimütig zu sprechen, vielleicht provokativ, einerseits polemisch, andererseits rühmend und preisend, vielleicht etwas unbedacht, vielleicht etwas feuilletonistisch, aber ehrlich. Es soll neben dem spekulativen Blick auf die Zukunft auch ein Rückblick auf beinahe 25 Jahre Vereinstätigkeit sein. Der deutsche Philosoph Odo Marquard schrieb einmal: „Zukunft braucht Herkunft.“ Ich muss auswählen, und ich muss verallgemeinern. Also werde ich auch ungerecht erscheinen – müssen, und Sie werden sich vielleicht ärgern.

Beruflich war ich Literaturwissenschaftler und Medienpädagoge. Als Literaturwissenschaftler habe ich beinahe 40 Jahre als Deutschlehrer an der Kantonsschule Zug unterrichtet, ich habe Literaturkritiken geschrieben (vor allem für die „Neue Zürcher Zeitung“, die „Berner Zeitung“ und die „NZZ am Sonntag“), ich habe den Verein *Dialog-Werkstatt Zug* bzw. *Zuger Übersetzer* präsiert. Als Literaturwissenschaftler war ich einigermaßen erfolgreich, als Medienpädagoge habe ich unterrichtet, und ich habe versagt. Es ist so, dass die Medienpädagogik meiner Meinung nach ganz grundsätzlich versagt hat in den letzten Jahrzehnten, nicht nur in der Schweiz, und nicht nur in Gymnasien. Zu oft war sie mehr prohibitiv als informativ. .

Wenn man so alt ist wie ich, kann man zurückblicken auf eine erstaunliche technologische Entwicklung und auf erstaunlich viele Abwehrversuche. Die Gewerkschaften sahen in den 70er und den frühen 80er Jahren in den Mikroprozessoren den Inbegriff des Bösen, einige Jahre später – die Personal Computer hatten sich unterdessen gleichwohl durchgesetzt – vermutete man im Internet den Kern des Schlechten, man wehrte sich gegen Handys und Smart Phones, man wehrt sich heute gegen Clouds, die Megakonzerne Alphabet, Apple, Amazon, Facebook und Microsoft und vor allem gegen die Digitalisierung. Wenn man heute zurückschaut, zeigt es sich, dass die technologische Entwicklung stets stärker war als die Abwehrbemühungen, ohne dass dies je in einem formalen Sinn demokratisch entschieden worden wäre, und unsere Welt hat sich in den letzten 40 Jahren extrem verändert, und das kann einen durchaus beunruhigen und soll es auch. Die Medienpädagogik war, wie gesagt, meist auf der Seite der Abwehrbemühungen – einige von Ihnen können sich noch erinnern, dass in den 50er und frühen 60er Jahren das Fernsehen und die Micky Maus-Hefte von den Pädagogen konsequent verteufelt wurden. (vgl. auch Martin Meyer, Gerade gestern, S.14f.)

Vor einigen Monaten erschien ein „Magazin“ des Zürcher „Tages-Anzeigers“, das von nichts anderem handelte als vom Silicon Valley. (Das Magazin et cetera N° 14, Herbst 2017) Sacha Batthyany, den ich als klugen Autor und Journalisten sehr schätze, schrieb in einem 40-seitigen Heft über alles, was er da im Schatten der Stanford University sah, erfuhr und erlebte, und das war alles ausnahmslos schlecht. Der Sitz des Welt-Schlechten befindet sich, wenn man dem sehr gescheiterten Batthyany glauben will, heute im Silicon Valley. Dazu passt der Schweizer Erfolgsroman des letzten Jahres, Jonas Lüscher's Roman „Kraft“. Jonas Lüscher schickt in dem Roman einen besonders dummen Menschen, der aber als gescheit gilt, und der zudem als ein Neoliberaler dargestellt wird, an die Stanford University, von deren berühmtem Turm aus er auf das Silicon Valley schaut, wo das Geld verdient wird, das er sich erarbeiten möchte mit einem Essay. Natürlich ist er zum Scheitern verurteilt in dieser kalifornischen Zentrale des Weltgeists. Provokativ gesagt: Der Roman liest sich, als ob die Literaturredaktoren des „Tages-Anzeigers“, der „WOZ“ und der Redaktion von „SRF 2 Kultur“ ihn gemeinsam geschrieben hätten, und es ist denn auch kein Zufall, dass der Autor des sprachlich brillanten, clever, aber meiner Meinung nach fade und leblos geschriebenen Romans den Schweizer Buchpreis 2017 erhalten hat. Die

totale Ablehnung dessen, was wir heute unter Digitalisierung zu subsumieren versuchen, verblüfft mich; als Medienpädagoge bin ich zutiefst überzeugt, wir müssten alle viel mehr dringend sehr kritisch zu *verstehen* versuchen, was sich im Silicon Valley und anderswo in Bezug auf die Digitalisierung abspielt, wie schwierig das auch sein mag.

Sie fragen sich unterdessen zu Recht, was das alles mit dem Zuger Übersetzer-Stipendium zu tun hat. Gemach. Ich mache noch einige Umwege.

Ich habe mich als Literaturwissenschaftler intensiv mit den grossen Erzählern der Moderne im frühen 20. Jahrhundert beschäftigt, mit James Joyce, Marcel Proust, Thomas Mann, Franz Kafka, mit Virginia Woolf, William Faulkner und John Dos Passos. Wenn man von diesen Giganten der Moderne aus die Romanproduktion der Gegenwart betrachtet, kann man staunen. Da ist vieles sehr gut geschrieben, klug, einfühlsam, aber vor allem formal erstaunlich anspruchslos. Um noch einmal auf Jonas Lüschers „Kraft“ zurückzukommen: Der Autor hat ein durchaus bedenkenswertes Anliegen, er schreibt gegen den Liberalismus an, gegen Stanford, das Silicon Valley und Helmut Kohl, aber formal ist in dem Roman alles von plattester Konventionalität. Peter Stamms Erstling „Agnes“ ist ein Geniestreich, auch formal, und man kann lange über den Schluss nachdenken, aber Stamms vorletzter Roman, „Weit über das Land“, enthält weder inhaltlich noch formal etwas Neues, auch wenn es durchaus ein guter Roman ist. Gleichsam in Klammern: sein neuester Roman, „Die sanfte Gleichgültigkeit der Welt“, ist in vieler Hinsicht interessanter. Dennoch: Vieles, was heute als Roman veröffentlicht wird, kann man vage unter ‚neuer neuer Sachlichkeit‘ oder ‚psychologischem Realismus‘ subsumieren, in keiner Hinsicht avanciert. Natürlich verallgemeinere ich hier besonders unbändig, aber das lässt sich nicht vermeiden. Mit dem Personal Computer, dem Internet, dem Smart Phone, den Social Media hat sich in den letzten 30 Jahren unsere Welt und vor allem unser Zugriff auf die Welt fundamental verändert, und es lässt sich überhaupt nicht absehen, wie sich der Zugriff auf die Welt durch die Digitalisierung schon nur in den nächsten zehn Jahren weiter verändern wird. Ich glaube nicht, dass wir abschätzen können, was das für unsere psychische Ökonomie bedeutet und bedeuten wird. Es gilt, meine ich, bewusst neue Algorithmen des Umgangs mit der Welt und mit den Menschen zu erarbeiten. Es gibt in den USA und in Europa Soziologen, Psychologen, Pädagogen, Informatiker, die sich intensiv mit diesen Fragen beschäftigen. Nicht aber, so behaupte ich,

die meisten Autoren, die Erzählerinnen und Erzähler. Die technologische Entwicklung der letzten 30 Jahre findet zumindest in der deutschsprachigen Literatur beinahe nicht statt. Und nun könnten Sie mir entgegenhalten, aber es gibt doch E-Mail-Romane und Blog-Romane, und hat nicht Daniel Kehlmann einmal ...? Ja, natürlich. Dennoch behaupte ich, der Zugriff auf die Welt, wie wir ihn heute erfahren, wird von der Belletristik im Allgemeinen nicht abgebildet. Noch einmal Jonas Lüscher: Sein Held lebt zwar im Silicon Valley des 21. Jahrhunderts, und er befasst sich auch grummelig damit, beschäftigt sich aber mit einem philosophischen Problem des späten 17. Jahrhunderts. Damit ist er literaturgeschichtlich in bester Gesellschaft: Hermann Hesse beispielsweise hat, abgesehen von „Steppenwolf“ und „Demian“, sein eigenes frühes 20. Jahrhundert nie zum Thema gemacht, Industrialisierung und Technisierung finden bei Hesse einfach nicht statt. Seine anthropologische Konstante ist frühhandwerklich. Natürlich – in Klammern hinzugesprochen – gibt es heute noch andere, wirklich weltbewegende Themen, denen sich die Literatur annehmen kann oder könnte, so die Fragen nach der Migration und der Integration oder nach der neuen Religiosität im 21. Jahrhundert oder nach dem Klima. Gar nicht zu reden von der Künstlichen Intelligenz – aber da wird es wirklich äusserst schwierig. Noch einmal: Ich bin persönlich überzeugt, dass sich für uns Menschen im hochzivilisierten sogenannten Westen durch Internet, Smart Phone und Social Media auf beunruhigende Weise etwas Fundamentales ereignet hat für unsere psychische Verfasstheit, kann es aber selbst nicht in Worte fassen. Wenn wir einfach beklagen, dass die jungen Menschen heute die Köpfe immer über das Smart Phone hängen lassen und dass sie dieses unausgesetzt mit dem Daumen betasten, sind wir bloss schlechte Medienpädagogen. Und eigentlich verlange ich von der hochrangigen Literatur, dass sie nicht einfach klagt, sondern analysiert, erklärt und uns damit in Bezug auf unser Selbstverständnis weiter bringt. Dazu noch zwei notwendige Anmerkungen: Was ich jetzt gesagt habe, gilt nicht für wirklich gute, kluge Science Fiction; diese meist unterschätzte Gattung ist oft avancierter. Und was ich sage, gilt auch nicht für die *avantgardistische* Kunst und Literatur, weil diese unter anderen Parametern zu beurteilen ist.

Ich habe als Präsident der *Dialog-Werkstatt Zug* bzw. der *Zuger Übersetzer* das Glück gehabt, grosse Persönlichkeiten der Welt der Literatur kennenlernen zu

dürfen. Was ich jetzt kritisch gesagt habe, betrifft diese nicht, weil sie auf unverwechselbare Art darstellen konnten bzw. können, was für sie im erkennenden Zugriff auf die Welt entscheidend wichtig ist. Der Begriff „grosse Persönlichkeit“ ist heute allerdings sehr problematisch, wirkt auch etwas altmodisch, und ich möchte ihn in Bezug auf die Literatur auf persönliche Art zu definieren versuchen. Eine „grosse Persönlichkeit“ in der Literatur ist für mich, abgesehen von der sprachlichen Meisterschaft und einer hohen formal-medialen Anspruchshaltung, jemand, der in vieler Hinsicht radikal ist in seinen Forderungen an sich und sein Publikum, in der Sicht auf die Welt, und nicht erpicht auf zeitgeistiges Einverständnis, darauf, dass möglichst viele sagen: „Endlich hat jemand das geschrieben, was ich selbst schon immer gedacht habe, endlich ist das wieder einmal gesagt worden.“ Selbstverständlich ist diese Definition eine furchtbare Verkürzung. Zu allererst sind in diesem Zusammenhang die Nobelpreisträger zu nennen, Imre Kertész und Herta Müller.

Imre Kertész kam für eine Lesung nach Zug, schon alt und schwer krank. Er war ungarisch charmant. Doch ein Mensch, von dem ich gedacht hatte, er sei mit Kertész befreundet, sagte mir, er habe ihn stets auch gefürchtet. Das leuchtete mir ein.

Kertész war als Jüngling in Auschwitz und in Buchenwald gewesen, er hatte mit knapper Not überlebt, und das Weiterwirken der Vernichtungslager in die Gegenwart hinein war sein lebenslanges Thema. Kertész hat das Wort „Glückskatastrophe“ erfunden, und das ist für mich ein Schlüsselbegriff für sein Verständnis. Auch wenn er über Wohlbefinden schrieb oder sprach, war die Katastrophe im Hintergrund stets spürbar. In seinem Tagebuchband „Der Betrachter“ steht: „Auschwitz gehört nicht zu Hitler. Hitler mag das Produkt eines historischen Augenblicks sein, in Auschwitz aber offenbart sich die menschliche Natur, so wie andererseits in der Musik oder den Religionen.“ (S. 99)

Herta Müller war für ein Übersetzer-Gespräch in Zug, kurz bevor sie den Nobelpreis erhielt. Es ist mir unvergesslich, wie sie im Kaminraum des Hotels „Ochsen“ sass, klein, auf ihre unverwechselbare Art elegant, und erzählte, wie sie als kleines Mädchen in Rumänien habe Kühe hüten müssen, erfüllt von grösster Angst. Oder wie sie reagierte, als man ihr erzählte, Zug liege an einem schönen See. Seen seien nicht schön, Seen würden sie stets an Platten aus Eisen oder Blei erinnern. Herta Müller grosses Thema ist, wie das Leben bedroht ist von Geheimdiensten wie der rumänischen Securitate, einem Geheimdienst, der sie ja auch in ihrem Exil in Berlin noch

mit dem Tod bedroht hat. Das Leben als Behauptung gegenüber den Geheimdiensten in einem umfassenden Sinn prägt ihre Lebens- und Welterfahrung, und so begründet sich ihr grossartiges, bedrängendes Werk.

Eine weitere bedeutende Persönlichkeit, die ich habe kennenlernen dürfen, ist der ungarische Autor und Fotograf Péter Nádas. Nein, er ist (noch?) kein Nobelpreisträger. Man darf hier erzählen, dass eine Equipe des Schweizer Fernsehens 2012 im Kunsthaus Zug darauf wartete, ob er den Preis an diesem bezeichnenden Donnerstag im Oktober erhalte. Und dann erhielt ihn ein chinesischer Autor, von dem heute niemand mehr spricht, und die Fernseh-Menschen fuhren ungetaner Dinge zurück. Auch Péter Nádas ist ungemein liebenswürdig, und ihn umgibt, wenn er spricht, die Aura des untergegangenen Österreich-Ungarn. Mit ihm im Auto zu sitzen, sich auf das Fahren zu konzentrieren und gleichzeitig ihm konzentriert zuzuhören, wenn er äusserst leise über existentielle Fragen spricht, ist eine einzigartige Erfahrung.

Nádas hat in seinen grossen Werken die Zeit von 1900 bis 1990 behandelt mit den Katastrophen des 20. Jahrhunderts, in seinem letzten Werk „Aufleuchtende Details“ französische Gefangenenlager während des 2. Weltkriegs, die Belagerung Budapests 1944/ 45, die mörderische Bedrohung durch die faschistischen Pfeilkreuzler und die Deutschen, die Zeit der stalinistischen Morde von 1952/53 und den Ungarn-Aufstand von 1956. Zentral ist in seinem ganzen Werk die Auseinandersetzung mit den Totalitarismen von links und rechts. Ihn beschäftigt auch sehr die Frage, wie der Mensch in jungen Jahren zu dem wird, der er lebenslang bleibt, wie der Mensch durch die Sexualität in allen möglichen Ausprägungen zu sich selbst und zu den anderen kommt – da mutet uns Nádas bekanntlich viel zu –, und wichtig ist ihm auch, wie die Menschen in Generationsabfolgen leben; er ist es, der in vielen Werken Grosseltern und Tanten als prägende Persönlichkeiten preist. Formal lässt sich Nádas von Assoziationen antreiben, anknüpfend an Marcel Proust, aber sehr eigenständig. Für mich ist Péter Nádas einer der grossen Autoren unserer Zeit, und ich könnte ihn, wenn auch zögernd, den ungarischen William Faulkner nennen. Wenn man ihn sieht, mutet Nádas, ein gepflegter älterer Herr, konservativ an, aber er ist beim Schreiben wahrhaft mutig und fordernd. Er ist ja auch Fotograf, und er hat mir 2012 einleuchtend erklärt, weshalb er nicht mehr fotografiere. Er habe analoges Fotografieren gelernt, und mit Digitalkameras zu arbeiten, sei etwas völlig anderes. Was er nicht sagte, war, dass er längst eine neue Kunstform beim Fotografieren

erprobte, das Handy-Bild. So kann man ihn durchaus als Avantgardisten bezeichnen, und wir werden diesen Sommer im Kunsthaus Zug sehen können, was Nádas als Fotograf aus seinem Smartphone herausholt.

Ein überaus interessanter, ungemein kluger Mensch ist der noch junge US-amerikanische Autor Joshua Cohen. Ulrich Blumenbach übersetzt den Roman „Witz“ von ihm, und ich meine eigentlich, ich könne englische und amerikanische Literatur einigermassen problemlos lesen. Aber an „Witz“ bin ich gescheitert, und ich warte dringend darauf, Ulrich Blumenbachs Übersetzung zu lesen. Aber was ich bisher von Cohen gelesen habe, Romane und Essays, lässt mich schliessen, dass er *der* Gegenwartsautor ist, der das einlöst, was ich vorher von der Literatur verlangt habe, er lebt und schiebt im Informatik-Zeitalter, ihm ist klar, worauf wir uns einlassen müssen, und davon handelt das, was er schreibt. Es ist problematisch, so etwas zu prophezeien, aber ich halte es für möglich, dass Joshua Cohen einer der entscheidenden Autoren der ersten Hälfte des 21. Jahrhunderts wird – oder schon ist. Bezeichnende Sätze in seinem Roman „Buch der Zahlen“ lauten: „London ist gleich um die Ecke, ein Stockwerk über oder unter uns, Paris lässt sich bestellen, ensuite, rund um die Uhr. Das Ausmaß der Verfügbarkeit ist überwältigend, nicht nur jenseits aller Vorstellungskraft, es wird Vorstellungskraft, Fantasiegebilde, und als solches doppelt überwältigend.“ (S. 175f.) Seine überaus komplexe Weltsicht hat Cohen vor kurzem in einem langen Interview in der „Neuen Zürcher Zeitung“ darlegen können. (24. 3. 2018) Cohen war 2016 in Zug, anlässlich unseres Vereinsjubiläums, und das Gespräch, das Ulrich Blumenbach mit ihm geführt hat, ist, trotz Kertész, trotz Frau Müller, trotz Péter Nádas, für mich persönlich der Höhepunkt, was wir im Verein während der Zeit meiner Präsidentschaft haben erleben dürfen; Cohen sprach so klug, so menschlich, so weise – trotz seiner manifesten Jugendlichkeit –, dass ich am Schluss den Eindruck hatte, beinahe mystisch, er spreche ‚erleuchtet‘.

Die Persönlichkeiten, um die es in unserem Verein ging und geht, sind die Übersetzerinnen und Übersetzer. Alle, die wir ausgezeichnet haben, insgesamt bis jetzt 24 Menschen, die zweifellos ihre Preise alle verdient haben, sind unverwechselbare, kluge, sprachlich hochbegabte, kreative Menschen, die ich bewundere. Fünf Preisträgerinnen und Preisträger habe ich ausgewählt, über die ich nun, als grosse Persönlichkeiten, wie ich meine, kurz sprechen möchte.

Gabriele Leupold war unsere erste Preisträgerin, sie bewarb sich mit Andrej Belyjs Roman „Petersburg“, Die von mir hoch verehrte Ilma Rakusa, unersetzlich in der Fachjury seit den Anfängen, konnte uns zurecht überzeugen, dass dieser Roman ebenso in die Geschichte der Moderne gehört wie die Werke von Joyce, Proust, Kafka und Thomas Mann, und nach der Lektüre des Romans kann ich ihr nur beipflichten. Gaby Leupold, sehr bescheiden und liebenswürdig, merkte im Lauf des Übersetzens erst, wie ungemein schwierig das war, was sie sich vorgenommen hatte, und beinahe wäre sie daran verzweifelt. Aber sie liess nicht locker, gab nicht auf, und das Resultat spricht für sich. Ich muss ehrlich gestehen, dass ich mit Belyjs Roman nie recht warm werden konnte, aber die Übersetzung ist auf jeder denkbaren Ebene, vor allem auch auf der lautlichen, eine grandiose Leistung. Dass Gaby Leupold später über Jahre hinweg das Werk Warlam Schalamows über sowjetische Gefangenen- und Todeslager übersetzt hat, eines Autors, der vielleicht bedeutender, aber gewiss radikaler ist als Solschenizyn, kann man schon jetzt als ihre eigentliche Lebensleistung bezeichnen.

Sechs Jahre später bewarb sich wiederum eine junge Frau mit einem Werk, das eigentlich über ihre Kraft gehen sollte, musste man damals meinen. Susanne Lange wollte den „Don Quijote“ von Grund auf neu übersetzen, als Erste seit mehr als hundert Jahren. Die Bewerbung und die Übersetzungsprobe sprachen für sich, wir Mitglieder der Jury hatten gar keine andere Wahl, als Susanne Lange das Übersetzer-Stipendium zuzusprechen, und erst im Nachhinein wurde uns klar, dass weder Susanne Lange noch der Hanser-Verlag den Übersetzungsvertrag hätten unterzeichnen können ohne das Übersetzer-Stipendium. Frau Langes Übersetzung ist wohl ein Meilenstein der deutschen Übersetzungs-Geschichte, sie hat den grossen Roman eigentlich erst in der deutschen Sprache ankommen lassen, und neben all ihren Talenten ist es einfach der fundierte Mut, der Susanne Lange, auch sie eine sehr liebenswürdige Persönlichkeit, auszeichnet.

Bewundern gelernt habe ich Christina Viragh. Selbst ist sie ja eine bedeutende Autorin – eben erst ist ihr Roman „Eine dieser Nächte“ erschienen –, aber im vergangenen Jahrzehnt hat sie ihre Arbeitskraft doch fast ausschliesslich Péter Nádas gewidmet und hat mehr als 2900 Seiten von ihm übersetzt. Sie hat selbst in einem Zuger Neujahrsblatt vergnügt beschrieben, wie sie sich ruhig, mit einer Zigarette, einer Cola und einem Hund, Nádas' Zumutungen widmet, und das Ergebnis ist überwältigend.

(Zuger Neujahrsblatt 2010, S. 102) Péter Nádas hat mir von der Übersetzung von „Aufleuchtende Details“ gesagt, er sei zwar der Autor, aber es sei das Buch von Christina Viragh.

Die Schweizer Übersetzerin Irma Wehrli-Rudin ist für mich eine der klügsten Frauen, die ich kenne. Sie hat als Preisträgerin eine von Leben sprühende, glutvolle Übersetzung von zwei Romanen von Thomas Wolfe geschrieben, wahrhaft unübertrefflich. Im Gespräch ist sie sehr bescheiden, und man muss sie schon recht gut kennen, um zu merken, dass alles, was sie sagt, fundiert überlegt ist, dass das, was spontan erscheint, oft am Computer erarbeitet ist, bis sie das Ergebnis erreichte, das sie anstrebte. Öffentliche Gespräche, an denen sie teilnimmt, sind faszinierend und manchmal beinahe beschämend für die anderen Teilnehmer der Diskussionen.

Die vorerst letzte grosse Persönlichkeit, die ich erwähnen und preisen möchte, ist Ulrich Blumenbach. Ulrich ist unendlich klug, witzig, smart, engagiert, belesen und, wenn man das Wort heute noch brauchen darf, genial. Er hat während sehr vieler Jahre David Foster Wallace' opus magnum, den Roman „Infinite Jest“ übersetzt: „Unendlicher Spass.“ Ja, David Foster Wallace ist der Autor, der kurz vor seinem Tod den ultimativen Essay über Roger Federer geschrieben hat. „Federer as Religious Experience.“ (2006) Nein, Blumenbach hat für die Übersetzung von „Infinite Jest“ das Zuger Übersetzer-Stipendium nicht erhalten, und eigentlich bin ich froh darüber. Es wäre nicht adäquat gewesen. Der Roman von Foster Wallace ist meiner Meinung nach ein Schlüssel-Text für die Literatur der letzten Jahrzehnte, unendlich witzig, unendlich traurig. Er handelt von der Tödlichkeit der Medien, von Gewalt, von der populistisch verantworteten Zersplitterung der Grossmächte, von Drogensüchtigen, von Tennis, vom Zerfall einer Familie und von der Verlorenheit der Adoleszenten. Und von sehr vielem mehr. Der Roman fordert von Leserinnen und Lesern mehr, als was ein Roman vernünftigerweise fordern darf, in inhaltlicher, formaler und sprachlicher Hinsicht. Neologismen gibt es wohl eher zu Tausenden als zu Hunderten. Es ist mir unvorstellbar, dass ein Mensch diesen Roman übersetzen kann, ohne dabei wahn-sinnig zu werden, und Ulrich Blumenbach hat es geschafft, und er ist, so wie ich ihn erlebe, quicklebendig und gesund. David Foster Wallace hat sehr viele Autorinnen und vor allem Autoren unserer Zeit stark beeinflusst, und ich kann mir die Werke von Joshua Cohen ohne das Vorbild Foster Wallace nicht vorstellen. (Ulrich Blumenbach hat von Foster Wallace auch den unvollendet gebliebenen Roman „The Pale King“,

„Der bleiche König“ über das US-amerikanische Steuer-System übersetzt, eine der schwersten Prüfungen für Leserinnen und Leser – und sicher auch für den Übersetzer!)

Wenn ich zurückblicke, gibt es aber auch kritische Fragen: Wir haben in der Zeit seit der Vereinsgründung 21 Preise vergeben. Bei 20 davon gehören die Ursprungssprachen im weitesten Sinn dem europäisch geprägten Kulturraum an, von Russland zu den USA. Nur ein Werk wurde aus dem Chinesischen übersetzt. Unser Anspruch war es wohl immer, gültige Werke zu fördern, die man als ‚Weltliteratur‘ oder als ‚potentielle Weltliteratur‘ bezeichnen kann. Der Begriff ‚Weltliteratur‘ wurde erstmals im 18. Jahrhundert geprägt, er ist heute nicht unproblematisch: Beinahe könnte man ihn ‚kolonialistisch‘ nennen. Homer, Sophokles, Ovid, Dante, Shakespeare, Cervantes, Jane Austen, Tolstoj und Dostojewski, Joyce, Marcel Proust, Thomas Mann, Virginia Woolf sind die übergrossen Gestalten, die uns zuerst in den Sinn kommen, wenn wir von Weltliteratur sprechen. Ein Beispiel für dieses Problem: Der bedeutende Literaturwissenschaftler Harold Bloom, einer der ganz Grossen unserer Zunft, Professor in Yale, veröffentlichte 2002 ein grandioses Werk: „Genius. A mosaic of one hundred creative minds“, auf Deutsch: „Genius. Die hundert bedeutendsten Autoren der Weltliteratur“. Als Mitglied der *Zuger Übersetzer* muss ich zuerst anmerken, dass „creative minds“ etwas anderes bedeutet als „bedeutendste Autoren“. Aber wie dem auch sei: Von den 100 Autorinnen und Autoren des empfehlenswerten Buches gehören nur vier dieser im weitesten Sinne europäisch geprägten Literatur nicht an. Hier stellt sich zweifellos ein Problem, nicht nur für unseren Verein. Andererseits muss ich zugeben, dass ich, wenn ich zum Beispiel japanische oder chinesische Literatur lese, damit Schwierigkeiten habe, die sich mir beim Lesen von Werken ‚unserer‘ Kultur nicht stellen. Dieser Aspekt der kulturellen Herkunft sollte wohl bei zukünftigen Jury-Sitzungen noch mehr bedacht werden, obwohl schon bei den Bewerbungen von vorneherein die europäisch geprägten Werke vorherrschen.

Ein zweiter kritischer Punkt: Zwar hiess es eine Zeit lang, das Zuger Übersetzer-Stipendium werde nur an Frauen verliehen. Das hat sich in letzter Zeit etwas verändert, aber die Frauen sind aus guten Gründen immer noch in der Mehrzahl. Aber: Die übersetzten Werke der Stipendiatinnen und Stipendiaten stammen ausschliesslich von Männern!! Nur der Anerkennungspreisträger Steffen Popp übersetzt Gedichte

der Lyrikerin Elizabeth Bishop. Ich weiss nicht recht, was ich zu diesem Missverhältnis sagen soll. Vielleicht nur so viel: In unserer Fachjury immerhin spielten und spielen die Frauen eine bedeutende Rolle.

Wenn ich als Lehrer die Schülerinnen und Schüler Aufsätze darüber schreiben liess, wie sie sich ihre Zukunft vorstellten, dann schrieben viele über das Leben in Familien mit zwei oder drei Kindern, der Vater arbeitet viel, aber nicht zu viel, die Mutter arbeitet weniger, und das Ganze am liebsten in einem Einfamilienhaus. Was mich beim Lesen dieser Texte am meisten wunderte, war, dass die zukünftige Welt der jugendlichen Schreibenden gleich aussah wie ihre Gegenwart. Wenn wir auf diese Art an die Zukunft der Literatur denken: Heisst das, dass in 30 Jahren Joshua Cohen den Literaturnobelpreis erhalten wird, Jonas Lüscher wird zusätzlich 15 Romane geschrieben haben und Peter Stamm auch noch 20? Oder wird gar Jonas Lüscher den Nobelpreis erhalten, weil er immer perfekt dem Zeitgeist entsprechen wird?

Ich bin, sehr geehrte Damen und Herren, absolut überzeugt, dass wir uns die Zukunft nicht vorstellen können. Nehmen wir die Literatur: Wer hätte sich um die Zeit von 1960, um die Zeit von „Alter Dame“, „Andorra“, und „Ansichten eines Clowns“, Werke wie Umberto Ecos „Der Name der Rose“ oder Patrick Süskinds „Parfüm“ vorstellen können? Und wer hätte sich zur Zeit des „Namens der Rose“ in Italien ein Werk wie die Tetralogie von Elena Ferrante vorstellen können über zwei neapolitanische Freundinnen? Als wir 1996 den Verein Dialog-Werkstatt Zug gründeten, wer hätte sich vorstellen können, dass schon 1997 der weltumspannende Siegeszug der „Harry Potter“-Romane beginnen würde? Und dabei bewegen wir uns mit diesen erfolgreichen Werken durchaus im Rahmen der literarischen Tradition, wenn nicht sogar der Unterhaltungsliteratur.

Wir können uns die Zukunft nicht vorstellen. Wir wissen nicht, was im Lauf der nächsten 20 Jahre im Silicon Valley, an der Stanford University und in Harvard entwickelt und gedacht werden wird. Und wir wissen noch viel weniger, was im Lauf der nächsten 30 Jahre an den neuen Silicon Valleys, den Stanfords und Harvards in Südindien, Mexiko oder Brasilien entwickelt und gedacht werden wird. Es ist unvorstellbar. Es ist vielleicht für uns sogar undenkbar. Und, ehrlich gesagt, viele von uns werden es auch nicht erleben. Ich glaube nicht, dass der Tod bereits im 21. Jahrhundert abgeschafft wird.

Wenn ich als abtretender Präsident der *Zuger Übersetzer* an die Zeit von 1996 bis heute denke und an die Zuger Übersetzer-Stipendien, die wir in dieser Zeit vergeben haben, bin ich einerseits überrascht, wie wenig sich verändert hat. Nach wie vor sind Suhrkamp und Hanser die bedeutenden Verlage in der Welt der deutschsprachigen Literatur, und der Übersetzer Fritz Mierau, der 1997 von Berlin zu uns an die ersten Übersetzer-Gespräche kam, auf Einladung von Gaby Leupold, hatte damals kein Telefon, und hat, wie ich vor kurzem gehört habe, immer noch keines. Gaby Leupold erarbeitete die Übersetzung von „Petersburg“ am PC, und Ulrich Blumenbach und Eveline Passet arbeiten auch am PC – nur ist dieser kleiner und leistungsfähiger geworden.

Aber vor allem: Sie übersetzen Bücher, es entstehen Bücher. Das Buch, ein Produkt des Gutenberg-Zeitalters, wenigstens so, wie wir es kennen, hat sich gehalten.

Selbst der radikale Transhumanist Ray Kurzweil veröffentlicht seine sehr beunruhigenden Thesen über die Transformation des Menschen in digitale Einheiten in Büchern. Das Buch ist, was es war, ein Konservierungsmittel des menschlichen Geistes auf Papier, und es konserviert, trotz des Säurezerfalls, unkomplizierter und beständiger als die digitalen Daten. Zeitgemäss gesagt, ist das Buch eine Datensammlung auf Papier. Unser Verein ist einer der sehr vielen Akteure, die dafür sorgen, dass es diese Datensammlungen gibt und weiterhin geben wird.

Alles gut und in Ordnung also in der Gutenberg-Galaxie? – Ich will es zuerst pointiert böse und unfair sagen: Ja, wenn man gern Büchlein über verrostende Skilifte und talentfreie Künstler in Oltener und Langenthaler Gaststätten hat! – Positiv gesagt: Die Geschichte von Elena Ferrante und ihren zwei Freundinnen in vier Bänden ist eine Erfolgsgeschichte im Buchmarkt. Allerdings auch eher für ältere Leserinnen und Leser. Aber es gibt auch grosse Buch-Erfolge bei jungen Menschen, zum Beispiel John Green mit Romanen für Adoleszente wie „Das Schicksal ist ein mieser Verräter“ oder „Schlaft gut, ihr fiesen Gedanken.“ Andererseits: Es gibt heute sehr viele junge Menschen, die vollständig in der Welt der Geräte aufgehen: Sie schreiben täglich hunderte von SMS, sie sind bei What'sApp und kommunizieren pausenlos in den verschiedensten Gruppen, sie sind bei Facebook und haben hunderte von Freundinnen und Freunden, - allerdings nimmt der Erfolg von Facebook bei den Jungen schon wieder ab. Sie sind bei Instagram und stellen sich selbst dar, sie verweilen auf Youtube, und viele machen selbst youtube-Filme und werden zu Influencern. Viele

bloggen. Sie spielen das, was man vereinfachend als Computer-Spiele bezeichnen kann. Interessant ist, dass sich hier Bildlichkeit, Schriftlichkeit und Fiktionalität auf verwirrende Art neu entwickeln. Diese jungen Menschen sind, mindestens für eine gewisse Zeit, für das Buch verloren. Übrigens auch für Fernsehen und Radio. Einige ältere Menschen in der Schweiz, die keine Enkel haben, haben wahrscheinlich erst anlässlich der No-Billag-Abstimmung erfahren, dass die jungen Menschen nicht im hergebrachten Sinn fernsehen. Sie sind, wenn sie es sich leisten können, bei Netflix, sie laden, legal und illegal, beinahe ununterbrochen Musik, Filme und Serien auf ihre Geräte. Natürlich gibt es auch junge Menschen, die lesen. Ich erlebte in den letzten Jahren Maturandinnen und Maturanden, die freiwillig Romane von Thomas Mann gewählt hatten und darüber viel Gutes sagen konnten. Aber es hat sicher auch, wenn auch nicht nur, mit den jungen Menschen zu tun, wenn in den letzten Jahren der Verkauf von Büchern in Deutschland und in der Schweiz recht deutlich zurückgegangen ist.

In den letzten Jahren steckt der Kinofilm, sehr pauschal gesagt, in einer künstlerischen, kreativen Krise, dafür floriert die Herstellung von Serien, für das Fernsehen, aber vor allem für DVD – wenn auch nicht in der deutschsprachigen Medienszene. Die Serie ist *das* fiktionale Medium der Stunde. In der „Neuen Zürcher Zeitung“ schrieb Maximilian Zech : „Als wichtigstes Merkmal der neuen Qualitätsserien gilt eine neue Art des Erzählens, die sich an der Literatur orientiert. Das neue Qualitäts-TV, so heisst es nicht selten, könne es mit grossen Romanen aufnehmen.“

(10.2.2018)

Als Beispiel möchte ich von einer recht problematischen Serie sprechen, die übrigens von einer Reihe von Romanen ausgeht: „Game of Thrones.“ Autor der Romane „A Song of Ice and Fire“ ist George R.R. Martin. Diese Serie, die seit 2011 ausgestrahlt wird, und die bis mindestens 2019 weitergeführt werden soll, ist extrem erfolgreich und mit unzähligen Preisen ausgezeichnet. Sie spielt in einem fiktionalen Mittelalter, weist auch Merkmale von Fantasy auf, es spielen hervorragende Schauspielerinnen und Schauspieler, die Serie handelt auf extreme Art von Gewalt, dennoch ist sie psychologisch raffiniert, und sie hat, und das ist wichtig, eine ganz eigene Ästhetik. Sie wirkt ästhetisch oft, als ob sie auch ein Computerspiel wäre. Ich halte „Game of Thrones“ für ein sehr wichtiges kulturelles Erzeugnis unserer Zeit. Mögen muss man das nicht.

Ich habe soeben ein weiteres wichtiges neues Medium erwähnt: Das Computerspiel. Dieses hat sich in den letzten Jahren vom Ruf des Verachtenswerten, bloss Gewalttätigen gelöst und gilt nun an vielen Kunsthochschulen bereits bedingungslos als neue fiktional-ästhetische Kunstform. Diese Spiele werden nicht nur von Jugendlichen und Adoleszenten gespielt, und sie machen auf ihre Art dem Buch Konkurrenz. Was hat denn nun das Buch in den nächsten zehn, zwanzig Jahren für eine Chance, angesichts von Internet, Social Media, youtube, immer raffinierteren Serien und Computerspielen und angesichts von neuen Formen und neuen Medien, die in den nächsten 20 Jahren entstehen werden, die wir uns noch gar nicht vorstellen können, die es aber mit Sicherheit geben wird? Denken wir nur an die vorderhand noch recht hilflosen Versuche mit Virtual Reality, die faszinierend genug sind. Kurz: Was hat das Buch im Zeitalter der Digitalisierung für eine Chance? Ich weiss es nicht. Mir scheint es etwas naiv, zu denken, das Buch habe Film und Fernsehen überlebt, es werde auch in Zukunft florieren. Denn noch einmal: Wir können uns die Zukunft nicht vorstellen.

In diese Zukunft wird nun der Vorstand der *Zuger Übersetzer* gehen, und ich werde mit grösstem Interesse sehen, wie es weiter geht. Das Zuger Übersetzer-Stipendium ist davon abhängig, dass auch in Zukunft gute Bücher hergestellt werden, und dass weiterhin gute Literatur übersetzt wird. Hoffen wir das Beste. Ich möchte in diesem Zusammenhang noch von einer Persönlichkeit sprechen, die mich in letzter Zeit sehr beeindruckt hat. Es ist der junge Verleger Sebastian Guggolz. Dieser wirklich junge Mann beschloss 2013, einen eigenen Verlag zu gründen. Mit Geld, das er auf smarte Art verdiente, begann er damit 2014. Er verlegt Bücher aus dem frühen 20. Jahrhundert, und zwar ausschliesslich Übersetzungen. Sein Programm ist einzigartig interessant. Sein Startkapital verwendet er nur für den Verlag, das Geld, das er selbst zum Leben braucht, erarbeitet er sich in der Nacht, indem er für andere Verlage lektoriert und auch Rezensionen schreibt. Sein Verlag besteht aus einem einzigen Ladenlokal in Berlin Schöneberg, in dem er ganz allein liest, lektoriert, kalkuliert, telefoniert, schreibt, in den Social Media Werbung macht etc. Und er ist wahrscheinlich der zufriedenste, fröhlichste Mensch, den ich kenne. Ich wünsche ihm von ganzem Herzen, dass er Erfolg hat. Er ist ein ganz und gar zeitgemässer Mensch, nichts liegt ihm ferner als die stets ein wenig dröge Kulturkritik, und er glaubt bedingungslos an das Buch. Wenn der Verein *Zuger Übersetzer* so lebendig, so zeitgemäss, so

begeisterungsfähig ist wie Sebastian Guggolz, dann bin als abtretender Präsident guten Mutes. Sebastian Guggolz verkörpert auch das, worum es uns mit unserem Verein stets ging. Literarische Übersetzung fördert in einem umfassenden Sinn die Verständigung zwischen Sprachen und Kulturen. Was wir beispielsweise über Russland wissen, verdanken wir eher den Übersetzungen der überragenden literarischen Werke aus dem Russischen als den Analysen der heutigen russischen Politik. Als wir den Verein gründeten, war das grässliche Wort „multikulti“ en vogue; was wir machen, wenn wir die literarische Übersetzung fördern, was die Verlegerinnen und Verleger machen, wenn sie übersetzte Bücher vorlegen, bedeutet in Bezug auf Verständigung, Verständnis und Zuwendung im weitesten, buchstäblich globalen Sinn unermesslich viel mehr als die kitschige, unbedachte „multikulti“-Seligkeit. Davon bin ich überzeugt.

Ich habe vor einiger Zeit die Übersetzerinnen und Übersetzer mit dem heiligen Christophorus verglichen, die den heiligen Text vom Ufer der einen Sprache zum Ufer der anderen Sprache hin-über-tragen und die manchmal wie der kräftige Heilige daran scheitern könnten. Wenn man bedenkt, dass es in Zug ein Christophorus-Haus gibt, das sogar mit der Geschichte unseres Vereins auf eine schöne Art verbunden ist, dann ist es zweifellos sinnvoll, dass von Zug aus auch in Zukunft die Kunst und Kultur der Übersetzung gefördert wird. In diesem Sinne wünsche ich dem neuen Präsidenten und dem Vorstand von Herzen viel Erfolg, auch in einem Zeitalter, das unter anderem das Zeitalter der Digitalisierung sein wird.

Zug, 3. 4. 2018

Jürg Scheuzger